Luftwaffenhelfer-Geschichten

erzählt von

Dr. Bert Wagner und Edgar Schuberth †

Alte Kameraden

Die Vorliebe für Militärmusik, flott gespielt, ist bei vielen Deutschen trotz der erfolgreichen politischen Umerziehung der letzten Jahrzehnte vorhanden. Der Favorit ist „Alte Kameraden“, einer der schönsten deutschen Militärmärsche, auch zum Mitsingen.

Februar 1944. Die angloamerikanischen Bomber verwüsten bei Nacht Schweinfurt, das Kugellagerzentrum. Am nächsten Morgen marschieren Luftwaffenhelfer, vom nächtlichen Einsatz übermüdet, in Dreierreihen von ihren Gefechtsstellungen in Richtung Niederwerrn zur Panzerkaserne. Dort ist Gymnasialunterricht: „Hermann und Dorothea“ in Deutsch, Integral in Mathematik und der Anbau von japanischen Süßkartoffeln in Erdkunde.
Sie kommen an Flakstellungen vorbei. Rechts ein Bombenkrater. Die 8,8 hatte einen Volltreffer. Rings herum liegen acht oder zehn HJ-uniformierte Leichen: Luftwaffenhelfer, Bombenopfer, noch nicht geborgen. Betroffen bleibt die Kolonne stehen, ohne Befehl. Das aber

darf nicht sein. Befehlsverweigerung. „3. Zug antreten, richt' euch! Stillgestanden, singen, ein Lied! „Alte Kameraden". Drei, vier....." Die Sechzehnjährigen sangen, sangen, weil es befohlen wurde. Vor ihren Augen die zerstörte Batterie, drum herum ihre Schulkameraden, tot, zerbombt.
„Alte Kameraden", so schmissig und klangvoll es sein mochte - seit 1944 kein Thema mehr für jene Schweinfurter Flakhelfer. Auch alte Männer können 55 Jahre danach noch mit feuchten Augen aus dem Zimmer gehen, wenn diese Musik erklingt....

Heißt Flagge!

Die bevorstehende Einberufung zur Flak hat keinem der Hofer Gymnasiasten geschmeckt. Kein Wunder – wir hofften zwar immer noch auf einen Sieg, wenn auch immer stärker mit der spekulativen Alternative, was sein würde, wenn wir den Krieg verlören. Auch wusste man, dass der Dienst als Luftwaffenhelfer an der Waffe mit dem Risiko verbunden war, durch Feindeinwirkung verwundet zu werden oder gar sein Leben zu verlieren.

Obwohl ich von der ersten Gymnasialklasse an Schülerheimer war, - „Pappenheimer" nannten wir

uns – und gerne im mittlerweile ausquartierten Ersatz-Schülerheim in der Sedanstraße in Hof lebte, waren mir paramilitärische oder massensportliche Veranstaltungen wie Geländespiele, Bannsportfeste, vor allem auch das Wehrertüchtigungslager suspekt. Gerade das Letztere musste ich in Freystadt in der Oberpfalz, bei Kirchenlaibach gelegen, kurzfristig erleiden, bis ich dank meines Herzfehlers vorzeitig entlassen wurde. Die für meine Vorstellungen ungeheuer frühen Morgenappelle auf dem Exerzierplatz mit völkisch-nationalsozialistischen Liedern zum Aufziehen der Hakenkreuzfahne waren mir ein Gräuel. So konnte es, als die 27er bereits nach Schweinfurt einberufen wurden, einerseits sehr schnell zu einer alltägliche Frage an unsere älteren Kameraden kommen, als diese von ihrer Grundausbildung Schauermärchen berichteten: „Wie ist das denn am frühen Morgen? Gibt es da einen Appell auf dem Exerzierplatz mit dem von der HJ her wohlbekannten Befehl „heißt Flagge?“ „Nein, nein, für Morgenappell ist häufig keine Zeit und kein Anlass“, war die Antwort. Ich zog das Fazit:

„Na ja, dann ist ja der Luftwaffenhelferdienst gar nicht so schlimm“.

Hinlegen - auf - marsch - marsch

Die Älteren unserer Kameraden, Jahrgang 1927, wurden bereits im Herbst 1943, zu Beginn der 6. (+ 4 = 10.) Klasse nach Schweinfurt zur 8,8-cm Flak einberufen, wo sie den schweren und für die US-Luftwaffe verlustreichen Angriff vom 12. Oktober 1943 kämpfend miterlebten.

In dieser Zeit befanden sich die Luftwaffenhelfer noch in der Grundausbildung. Und die artete, dank einiger Soldaten mittleren (Wachtmeister) und unteren (Gefreiter) Ranges, in einen schweren „Schliff“ aus. Der Befehl „Hinlegen-auf-marsch-marsch“ bedeutete, dass die LW-Helfer sich auf den blanken, nassen, schlammigen Boden werfen mussten, um danach sofort wieder aufzuspringen und im Dauerlauf weiter zu rennen. Und diese Übung erfolgte nicht ein, zwei Mal, sondern eine ganze Stunde lang. War dann die Exerzieruniform, aufgrund des Stoffmaterials „Drillich“ genannt, verschlammt und durchnässt, wurden die Rekruten in ihre Stellungen geschickt mit dem Befehl, nach ganz wenigen Stunden mit frisch gewaschenem und gebügelten Drillich erneut zum „Hinlegen-auf-Marsch-Marsch“ anzutreten.
Diese für 16jährige, bereits im Kampfeinsatz befindliche Jungen geradezu sadistische Exerziermethode sorgte nach einiger Zeit für

Unmut bei den Eltern. Sie protestierten. Mittlerweile aber war die Grundausbildung abgeschlossen. Der normale feldmäßige Einsatz, zusammen mit dem Schulunterricht, begann.
Dann kamen die Jüngeren, die „44-er“. Für diese galten neue Dienstanweisungen:
„Hinlegen – auf – marsch – marsch“ gab es nicht mehr. Findige soldatische Unterführer hatten sich aber einen Ersatz, quasi für den Ernstfall, ausgedacht. Der hieß „Volle Deckung-auf-marsch-marsch.“ Damit wurde der Selbstschutz vor einem feindlichen Angriff (allerdings einem Artillerie-, nicht einem Bombenangriff) vorgegaukelt. Es lag eben im Ermessen jedes einzelnen Ausbilders, mit welcher Härte die Grundausbildung erfolgte.

Milchsuppe

Luftwaffenhelfer waren Heranwachsende, bisweilen noch keine 16 Jahre alt. Sie erhielten in der Lebensmittelrationierung Zusatzportionen: Milch und Milchprodukte, Nährmittel, Teigwaren, wohl auch Zucker. Eben alles, was groß und stark für den Führer machte.

Die Zubereitung und die Distribution waren bei einer Militärküche nicht ganz einfach, auch wenn es sich bei den Truppenküchen nicht um einfache

„Gulaschkanonen“ mit Erbsensuppe handelte. Ein Ausweg schien zu sein, die Zusatz-Lebensmittel einfach zusammenzuschütten und den Luftwaffenhelfern als Zusatzkost darzubieten. So wurde eine tägliche Milchsuppe gekocht, zumindest so lange, wie die Zusatzportionen zur Verfügung standen.

Milchsuppe enthielt immer: Gekochte Milch, Zucker, viel Zucker, denn die Suppe war meist pappig süß. Dazu kamen die jeweiligen Einlagen Reis, Grieß, aber auch Suppennudeln, Bandnudeln, Fädle. Sogar Sternlenudeln fand man drin, brav und fachgerecht weich gekocht in der süßen Milch.

Die Stellungen waren im Allgemeinen nicht konzentriert. Gerade bei der leichten Flak waren die Geschütze und auch Flakscheinwerfer im Gelände rund um die Schweinfurter Industriebetriebe verstreut. Das Essen musste täglich, wegen der Luftlage zu verschiedener Tageszeit (siehe Tagebuch Bert Wagner), in der Zentralküche mit Wärmebehältern geholt werden. Für die Milchsuppenbehälter waren zwei zusätzliche Essenholer erforderlich. So kam es, dass zu den Zeiten des Essenholens die Geschützbesatzungen auf ein Mindestmaß reduziert werden mussten, weil ja bis zu vier Luftwaffenhelfer unterwegs waren, um die Thermophore zu tragen, eine knappe Stunde hin zur Küche, eine knappe Stunde wieder zurück.

Selbstversorger

Das Essen aus der Militärkantine war halt - nun, eben Essen. Kein Menü, beileibe nicht. Militärdienst war keine Gourmet-Veranstaltung.

Aber draußen, in den Einzelstellungen im Schweinfurter Grüngürtel, wuchsen Obst und Gemüse und Kartoffeln in reichem Maße. Diese Gegend ist ja für ihren Gemüseanbau berühmt.

So streiften die Luftwaffenhelfer in ihrer sommerlichen Freizeit des Jahres 1944 durch die Umgebung, um sich nahrhafte Ergänzungskost zu organisieren. Davon wurden dann auf dem Kohleofen der Werferbaracke schmackhafte – wie man es damals eben sah – Speisen gekocht: Salzkartoffeln, gut gewürzte Gemüsebeilagen zur Kantinenkost, als Nachspeise dann Kirschen, Johannisbeeren und ähnliches. Würzende Zutaten brachte man vom Ausgang in der Schweinfurter Innenstadt mit, wo sie einem von den Lebensmittelhändlern gerne verkauft wurden. Die Buben waren ja die Verteidiger von

Schweinfurt, die man ein wenig in die Obhut nahm. Das Zusatzmenü à la Flakstellung war immer ein keines Fest, das die Besatzungen einschl. der Geschütz- bzw. Werferführer an einen Tisch brachte.

Die Feuerstöcke

Die Luftwaffenhelfer waren Zwitter: Zum einen waren sie noch halbe Kinder, zum anderen standen sie bereits im ernsthaften Wehreinsatz. Darauf waren die Jungen immer noch recht stolz. Zusammen mit dem kindhaften Spieltrieb wurden so genannte „Feuerstöcke“ gebastelt:

Der alte Feuerstock mit seinen Merkmalen (siehe Text). Die freie Fläche war mit dem Luftwaffenadler geschmückt

Aus einem nahe der Flakstellung gelegenen Wald in Schweinfurt wurde ein gerader Haselstecken geholt. Dieser Stecken erhielt einen Knauf, damit

man ihn anfassen und als Spazierstock verwenden konnte.

1944: Die Werferbesatzung mit den Feuerstöcken v.l.: Richter, Opel, Ludwig, Wagner

In die Rinde wurden eingeschnitzt:
Die jeweiligen Angriffe als Ring (so fand man für den 24.Februar einen Dreifachring) und die dazwischen liegenden Feuerbereitschaften als Kreuzchen. Hinzu kamen silberne Bänder, die den neu erreichten Dienstgrad des LW-Oberhelfers zeigten, rote Schnüre wegen der Zugehörigkeit zur (Flak-)Artillerie, andersfarbige Schnüre für die gewählte Waffengattung als Reserve-offiziersbewerber usw.

Beim Stadtausgang wurden diese Stöcke dann gerne mitgenommen. Auch bei Stellungswechseln und natürlich, bei der Entlassung begleiteten sie ihre Herren.

Die Feuerstöcke gingen den Weg alles Irdischen. Sie wurden vernichtet. Bis zu dem Moment, als Bert Wagner 2006, 62 Jahre nach dem Schweinfurter Einsatz beim Stöbern auf dem Dachboden seines Hauses den Feuerstock wieder fand. Nun hat er einen Ehrenplatz in dem Regal, in dem seit weit über hundert Jahren eine ganze Reihe von Uniformerinnerungen, Kriegstrophäen aus dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg liegen. Noch hat die jüngere Generation, die der Enkel, kein Interesse. Aber vielleicht wird das historische Empfinden auch wieder einmal mehr manifestiert…

1 Pfund Atom

1 Pfund Atom – was war das?

Die Deutschen mussten allmählich einsehen, dass der Krieg mit konventionellen Waffen nicht mehr zu gewinnen war. Einsehen ja – aber sagen nein. Auch hören sollte man nicht dürfen, vor allem Feindsender. Darauf standen mit fortschreitender totalitärer Kriegführung die härtesten Strafen bis zum Erhängen.

Viele Luftwaffenhelfer hatten in der Stadt Schweinfurt jemanden, den sie privat anlaufen konnten. Auch Bert Wagner besuchte ein altes Ehepaar in Oberndorf, nicht weit vom Gleisdreieck, wo sich viele Stellungen befanden, entfernt.

So um die Jahreswende 1944/45 wurde die Sehnsucht nach der Super-Vergeltungswaffe immer mehr propagandistisch genährt. Die neuen Flugzeuge, Me 262, He 163, sollten ebensolche Wunderwaffen sein wie die V 1 und später die V 2. Bei einem Besuch bei der Betreuungsfamilie flüsterte die alte Frau Geyer plötzlich: „Du, Bert, ich glaube, jetzt haben wir die Wunderwaffe erfunden. Es soll jetzt „Atom“ geben, das macht alles nieder und wir gewinnen. Bis jetzt soll es ein Pfund Atom geben, und bald wird es noch mehr sein“. Auf meine Frage nach Näherem konnte mir die alte Dame weiter keine Auskunft. geben.

Was war das, Atom? Ich sinniere heute noch, 62 Jahre nach dem Kriegsende, dem Sinngehalt der Worte der alten Frau nach. Hatte es in der Vorbereitung der Atombombe durch die Amerikaner irgendeine mediale Indiskretion gegeben, über das Uran für Atombomben? Atom war auch für einfache Menschen noch verständlich, aber Uran kannte niemand. Wurden die atomaren Vorbereitungen der Alliierten durch die deutsche Regierung abgehört und geschickt in den Rundfunk lanciert? Manche Nachrichten werden ja auch heute noch nur ein- oder zweimal eingebracht. Gab es in deutschen wissenschaftlichen Institutionen konkrete Vorbereitungen, eine Atombombe zu bauen? Niemals später hörte man jedoch von solchen Plänen.

Gleichwohl: Aus der Wunderwaffe wurde nichts, wenigstens nicht auf der deutschen Seite. Nur die alte Frau Geyer aus Oberndorf bei Schweinfurt war der festen Überzeugung, dass es bereits ein Pfund Atom gäbe, mit dem wir den Krieg gewinnen würden.

Das Abendessen bei Hauptmann Zeilhofer

Der Batterieführer, Hauptmann Zeilhofer, und seine Gattin, fühlten sich bisweilen veranlasst, den einen oder anderen Luftwaffenhelfer persönlich zu einem Abendessen bei sich einzuladen. Immerhin waren die Knaben ja Gymnasiasten, aus denen vielleicht später einmal eine gesellschaftstragende Schicht werden sollte.

Auch ich kam einmal dran. Frisch geduscht, angetan mit frisch gewaschener und gereinigter Ausgangsuniform, stellte ich mich beim Hauptmann ein. Bald begann die Anstandslehre.

Es gab Salzkartoffeln. Ich war lebenslang Salzkartoffelfan. So nahm ich Messer und Gabel in die Hand und schnitt meine Kartoffeln in Stücke. Frau Hauptmann zog die Stirne kraus: „Was tun Sie denn da? Sie schneiden ja die Kartoffeln mit dem Messer!“ „Ja“ sagte ich, „das mache ich zu Hause auch so“. „Damit machen Sie der Hausfrau aber kein Kompliment. Sie muss denken, dass die Kartoffeln noch nicht weich genug sind und mit dem Messer geschnitten werden müssen. Kartoffeln teilt man mit der Gabel“.

Ich hatte gelernt. Aber auch heute noch nehme ich für meine geliebten Kartoffeln das Messer. Banause - .

Dann bot mir der Hauptmann ein Geschenk an, Was es war, weiß ich heute nicht mehr; nur, dass es mir

gefallen hat. Ich stellte mich positiv spröde: „Aber nein, Herr Hauptmann, das kann ich doch nicht annehmen!“ Wie man halt in Floskeln spricht. „Ach Quatsch! Merken Sie sich, Wagner: Wenn Sie etwas geschenkt bekommen, das ihnen gefällt, dann zieren Sie sich nicht anstandshalber, sondern sagen Sie einfach „ja“, und deutlich „Dankeschön“. Ich stutzte, dann sagte ich „Jawoll, Herr Hauptmann. Danke schön“. Zeilhofer war zufrieden. Ich habe mir diesen Tipp für mein Leben gemerkt und bin nicht schlecht damit gefahren.

„Faust“ auf dem Stellungsrand

Als Luftwaffenhelfer waren wir Hitlerjungen und Schüler. Der Unterricht lief sehr notdürftig ab. Meine Tagebuchaufzeichnungen zählen es auf. Immerhin erhielten wir Schulzeugnisse und auch nach der 6./10. Klasse unsere „mittlere Reife“.

Vier Flaksplitter aus Schweinfurt

Feuerbereitschaften und Fliegeralarme konnten langweilig ablaufen, wenn keine „Feindberührung“ stattfand, die gegnerischen Flugzeuge aber in großen Mengen an

Schweinfurt vorüberflogen. Man saß stundenlang in der Stellung. Gymnasiasten nahmen sich Lektüre mit und weil es damals die Bild-Zeitung noch nicht gab, lag eben auch einmal Goethes „Faust“ dabei.
Plötzlich, am 21. Juli 1944: Die US-Flugzeuge kamen zu uns! Ein kurzer Angriff von etwa 15 Minuten. Angriffshöhe 6000 Meter und mehr. Für 2-cm-Flakgeschütze, und waren es auch Vierlinge, eine hoffnungslose Sache. Wir versuchten, uns in der Stellung zu decken und ein wenig zu schützen, weniger gegen Bomben als gegen die vielen Flaksplitter, die von den explodierenden 8,8-cm-Granaten aus größter Höhe herabstürzten und dank der Erdbeschleunigung als Geschosse abstürzten. Sie konnten selbst Stahlhelme durchschlagen, mit tödlicher Wirkung.

Doch dann gab es einen anderen Einschlag: Ein Phosphorkanister prallte auf den Stellungsrand, etwa 30 cm im Durchmesser und einen Meter lang. Diese bombenartigen Kanister sollten beim Aufschlagen platzen, explodieren und ihren tödlichen Inhalt weit verspritzen, um die Umgebung in Brand zu setzen.

Der Phosphorkanister platzte auch. Aber er entzündete sich nicht. Was der Grund auch gewesen sein mag – es war ein Blindgänger. Nur die schwarze Brühe, die drin war, lief aus, über den Erdrand hinweg auf den Boden der Werferstellung. Auf diesem Stellungsrand aber lag Goethes „Faust“. Es war die alte Schulausgabe, die mein Vater etwa im Jahre 1911 am Ascher Gymnasium im Unterricht gelesen und mit seinen eigenen Randbemerkungen versehen hatte.

Ich hatte, als die ersten Bomben fielen und wir uns in Deckung legten, das Buch einfach von mir geworfen.

Goethes Faust mit den Flecken

Als alles Gott sei Dank ohne Schaden vorbei war, suchten wir unsere Sachen wieder zusammen. Ich fand meinen „Faust“ auf dem Stellungsrand liegen, dort, wo ich ihn blindlings hingefeuert hatte. Das Titelblatt aber war verschmutzt. Ein riesiger schwarzer Fleck zierte den Einband, ein Fleck aus nicht entzündetem Phosphor.

Dieses Buch habe ich bis heute wohl verwahrt. Nicht als Denkmal, nein: Als wir nach dem Krieg in der letzten Gymnasialklasse am heutigen Schillergymnasium, damals in der „Roten Hölle“ am Schlossplatz, unseren „Faust“ pflichtmäßig studierten, lag vor mir das alte kampferprobte Exemplar.

Der 20. Juli

20. Juli 1944. Das Attentat auf Hitler. Wir erfuhren es aus irgendwelchen Radios. Vielleicht auch bei einem Appell. Wir wandten uns natürlich gegen die Attentäter. Es gab ja für den normalen Volksgenossen keine andere Wahl. Die Alternative war der Tod oder das KZ. Irgendwie fühlten wir uns aber unbehaglich, weil wir einfach nicht wussten, was nach einem solchen, für uns ungeheuren Akt auf uns zukommen könnte.

Nachts hieß es wie immer „Posten schieben". Ich hatte Wache von 20 bis 22 Uhr. das Gewehr über der Schulter, wanderte ich durch das Batteriegelände. Auch am Finnenzelt des Batteriechefs lief ich vorbei. Die Türe war offen. Es war warm. Drinnen sprach der Führer im Rundfunk an sein Volk. Das einzige, an das ich mich noch erinnere, war:

„...ein gewissenloser Kreis von Usurpatoren..." klang die Stimme Adolf Hitlers, sich wie immer fast überschlagend[1], gefolgt von Heilrufen des Volkes im Radio.

Usurpatoren – was waren das? Der Lateinkenntnisse aus der Schule gaben das Wort nicht her. Am nächsten Tage durfte ich in den Wochenendurlaub fahren. Zu

---

[1] Später, lange nach dem Krieg, erfuhr man, warum Hitler immer so gepresst, laut, mit überschlagender Stimme seine Reden brüllte: Die Entfernung von seinem Mund zum Mikrophon betrug über einen Meter, damit er beim Gestikulieren freie Hand für den ausgestreckten Arm hatte.

Hause angekommen, war mein erster Weg zum alten Brockhaus: „Usurpator (lat.) unrechtmäßiger Besitznehmer, bes. unter Bruch der bisherigen Rechtsordnung zur Herrschaft gelangter Machthaber“ – so steht es in Goldmanns Lexikon. Der alte Brockhaus von damals ist längst im Müll.

Rein sprachlich hatte der Führer eigentlich Recht. Die bisherige, diktatorische Rechtsordnung sollte ja gebrochen werden. Die „Usurpatoren“ um Oberst Graf Stauffenberg gelangten nur nicht an die Macht….

Frankenwein – nur für Soldaten

Als ich 1949 die Zulassung zum klinischen zahnmedizinischen Studium zeitgleich für Erlangen und Würzburg erhielt, entschied ich mich für Erlangen. Würzburg war tabu. Das hatte einen ganz nichtigen Grund:

Wir hatten im Januar 1945 für etwa einen Monat eine Vierlingsflakstellung auf den Höhen von Heidingsfeld oberhalb Würzburgs. Begeistert waren die Würzburger nicht, bekam doch die ansonsten betont friedliche Lazarettstadt so ein kleines kriegerisches Flair.

Ab und zu hatten wir Ausgang, an dem wir die damals völlig unversehrte herrliche Innenstadt besuchten. Zum Abendessen ging „man“ als Uniformierter in den

Ratskeller. Für die Mahlzeit musste man, wenn es nicht das markenfreie Einfach-Stammgericht sein sollte, Lebensmittelmarken hinlegen. Nach dem Abendessen erhielten Soldaten in dem Gasthaus einen Schoppen Frankenwein. So etwas spricht sich beim Militär herum.

Auch bei uns Luftwaffenhelfern. Indes: Das Abendessen war vorüber, und wir erbaten unseren „Soldatenwein“. „Was, ihr wollt Wein?“ „Natürlich, wir machen doch in Würzburg Dienst!“ „Ja schon, Dienst macht ihr schon, aber ihr seid doch keine Soldaten. Ihr seid doch nur Hitlerjungen, Kinder also. Ihr kriegt keinen Wein!“ Betroffen, wütend verließen wir den Ratskeller, um nie mehr dorthin zurückzukehren. Diese Wut hielt sich lange Jahre, bis 1949, als ich der Universität Würzburg eine herbe Absage erteilte, obwohl es sich dort trotz der 98%igen Zerstörung in der Bombennacht vom 16. März 1945 gut studieren ließ.

Der Tagesbefehl des Reichsmarschalls

Im Februar 1945 erfolgte die Versetzung unserer Einheit von Würzburg (das wohl nicht mehr schützenwert erschien, weil dort alles friedlich verlief) nach Etterzhausen-Oerlenbach, südlich von Bad Kissingen. Dort gab es ein sog. LTL, ein Lufttanklager, in dem ungeheure Mengen Flugbenzin unterirdisch gelagert waren. Warum, das wusste die Kriegsführung

selbst wohl nicht; denn damals herrschte bereits akuter Benzinmangel bei der deutschen Luftabwehr.
Wir bewachten mit unseren 2-cm-Vierlings-Flakgeschützen das Lager gegen massenhaft stattfindende Anflüge und auch Angriffe von gegnerischen Jagdbombern.

Patronenhülsen 2 cm, Flugzeug-MG

Merkwürdigerweise griffen diese Thunderbolts und Mustangs nicht mit den damals üblichen leichteren Bomben an, sondern beschränkten sich auf ihre maschinellen Bordwaffen, mit denen wir uns ständig Gefechte lieferten. Einmal, am 20. Februar, gab es einen massiven Angriff der Mustangs .Nachher war die Stellung mit vielen Geschossen aus den Bordwaffen

übersät. Sie verletzten aber glücklicherweise niemand. Die Luftwaffenhelfer der leichten Flak, 2 Monate vor Kriegsende „endlich im Einsatz“, wehrten sich ihrer Haut, mit einem ersten Abschuss auch erfolgreich.

Ich war als sog. Fernmelder (früher war ich in der Nachrichten-HJ und 1945 Reserveoffiziersbewerber im Bereich Luftnachrichten) beauftragt, nach dem Abzug der Flugzeuge in die Batteriebefehlsstelle zu eilen und Meldung zu machen, unter Angabe der verschossenen Munition. Es war uns bekannt, dass in den Munitionskammern der Batterie noch etwa 15 000 Schuss 2-cm-Munition lagerten. Die Befehlsstelle lag bombensicher, etwa 8 m unter der Erde. Dort meldete ich mich beim Batteriechef, einem Leutnant Baluschek aus Linz. Beliebt war er nicht, er hatte den Spitznamen „Linzer Zwockel“. Ich berichtete vom Angriff, der Abwehr und dem Abschuss. Lt. Baluschek: „Wie viel Munition habt ihr verschossen?“ „804 Schuss, Herr Leutnant.“ „Was? 800 Schuss? Bei den paar Flugzeugen? Seid ihr verrückt geworden? Ihr wisst, dass ihr mit Munition zu sparen habt! Und außerdem habt ihr den Befehl missachtet, wonach Jagdbomber erst anzugreifen sind, wenn sie unter 1000 Meter fliegen. Ich werde euch kriegsgerichtlich belangen!!!!“

Da wurde der kleine LWH Bert Wagner mit seinen 16 Jahren aber aufsässig: 8 Meter unter der Erde sitzen und uns vors Kriegsgericht bringen wollen, weil wir uns unserer Haut gewehrt haben! „Herr Leutnant, Sie irren sich. Ich kenne aus dem Radio einen neuen Tagesbefehl unseres Reichsmarschalls Hermann

Göring, aus dem hervorgeht, dass auf feindliche Jagdbomber in dem Moment gefeuert werden darf, wenn sie in der Luft abkippen, ganz egal aus welcher Höhe“.
Der Herr Leutnant saß stumm und steif. Gegen den Tagesbefehl des Reichmarschalls gab es nichts, und wenn der Wagner das so genau angab, so musste er das wohl auch wissen.
Ich drehte mich auf dem Absatz kehrt und verließ den Bunker, hinaus in die Stellung – und dann zwei Wochen später hinaus aus dem Lufttanklager.

Heimkehr

Im zeitigen Frühjahr 1945 begannen die Entlassungen der Luftwaffenhelfer. Dies geschah, um die mittlerweile 16-18 jährigen „Wehrpflichtigen“ zum Reicharbeitsdienst (RAD) und nach einem halbe Jahr zur Wehrmacht einzuziehen. Als Luftwaffenhelfer hatten wir uns ausnahmslos freiwillig als Reserveoffiziersbewerber gemeldet, weil uns im Herbst 1944 als Wehrpflichtige nur die jeweils gleich beliebte Alternative „Fallschirmjäger“ oder „Waffen-SS“ offen gestanden hatte.
Noch als wir im Flakdienst waren, hielten unsere Eltern im Februar 1945 eine Versammlung ab, bei der beschlossen wurde, Einberufungen zum RAD oder zum Militär unverzüglich an das zuständige Wehrmeldeamt

Marktredwitz zurückzuschicken, mit der Begründung, dass wir, die Kinder, noch im Kriegseinsatz stünden. Alle Kameraden erhielten die Einberufung. Alle Eltern schickten sie zurück. Allen Kameraden wurde sie nach ihrer Entlassung prompt an ihren Heimatort zugeschickt. Die Folge war, wie bei Gottfried Hohenberger oder Siegbert Arnold, eine mehrjährige Kriegsgefangenschaft, vom berüchtigten Lager Kreuznach bis ins russische Gefangenenlager am Schwarzen Meer.

Nur meine Mutter überlegte es sich anders:

Am 15.März frühmorgens kam ich nach durchfahrener Nacht nach Hause, nachdem ich am Vortag in Schweinfurt meine Entlassungspapiere abgeholt hatte. In Weißenstadt ging ich vom Bahnhof auf zwei Straßen, quasi im Karree, nach Hause. Im gleichen Moment strebte meine Mutter, in der Ahnung, ich käme mit dem Zuge an, dem Bahnhof entgegen, aber auf dem anderen Schenkel des Straßenkarrees.

Dort stieß sie auf die Briefträgerin, die sie sehr gut kannte. „Nun, Resl, ist was für uns dabei?“ „Ja, ein Einschreibbrief für Bert“ und wollte weiter gehen, geradewegs auf mich, den Heimkehrer, zu. Meine Mutter erspähte aber den Absender: „Wehrmeldeamt Marktredwitz“. Blitzschnell schaltete sie: „Mein Sohn ist noch bei der Flak, bitte adressieren Sie den Brief um an seine Feldpostnummer L 33931, Luftgaupostamt Nürnberg“. Völlig korrekt nahm die Briefträgerin den Brief zurück, änderte noch auf der

Straße die Adresse und packte den Umschlag zurück in ihre Tasche.
Der Brief ging nach Schweinfurt – Bad Kissingen, kam dort aber nie an. Er ist wohl einem Jagdbomberangriff zum Opfer gefallen.
Zu diesem Zeitpunkt befand ich mich noch 100 Meter entfernt, aber unsichtbar um die Ecke herum. Das Gefangenen-, gar Gefallenenschicksal blieb mir erspart. Ich war zu Hause, regulär entlassen, hatte kein Soldbuch, sondern einen Wehrpass (was im Übrigen während der gefährlichen Übergangszeit Probleme mit dem Kombattantenstatus der Luftwaffenhelfer heraufbeschwören konnte), was mir aber am 16. April, der Eroberung meiner Heimat, die Einlieferung in ein Kriegsgefangenenlager ersparte.

Mütter haben Instinkt - .

Luftwaffenhelfergeschichten

von Edgar Schuberth †

Militante Bereitschaft

Ich möchte noch ein paar persönliche Erlebnisse als Luftwaffenhelfer in Schweinfurt erzählen.

Damals stand ich als K 2, an der Vierlingsflak Mir oblag die Aufgabe, für die Sauberhaltung der vier Rohre zu sorgen. K 1, der als Richtkanonier das Geschoss ins feindliche Ziel lenken sollte, war Friedrich Reichel. Eines Tages befanden wir uns in Bereitschaft, obwohl der Rundfunk gemeldet hatte, dass sich zu dieser Zeit kein feindliches Flugzeug über dem Reichsgebiet befand. Bereitschaft bedeutete für uns, dass die Waffen zwar gespannt, die Magazine aber nur angesetzt, aber nicht eingerastet waren.

Nachdem wir schon stundenlang „Bereitschaft geschoben“ hatten und auch noch weiter schoben, gab Oberwachtmeister Hedden am Spätnachmittag den Befehl zum täglichen Waffenreinigen. Während der K 1 mit den beiden Handkurbeln die Lafette um die eigene Achse drehte und auf und ab dirigierte, somit ein imaginäres feindliches Flugzeug ins Visier nahm, reinigte ich mit dicken Putzlappen die trichterförmigen Mündungsfeuerdämpfer. Ich hatte gerade den letzten Dämpfer vom Staub gesäubert, war einen Schritt zurückgetreten und wischte mit dem Putzlappen über

die brünierten Rohre eins und drei, als plötzlich Feuer vor meinen Augen aufblitzte und mich einige Donnerschläge ganz benommen machten. Ich konnte vorübergehend nichts mehr hören. Was war geschehen?

Bei den Richtübungen des K 1, insbesondere bei den Senkrechtstellungen der vier Rohrläufe, waren die nur angesetzten Magazine infolge ihres beträchtlichen Gewichts eingerastet; die gespannte Vierlingsflak war feuerbereit. Als dann der K 1, mehr unbedacht als gewollt, mit dem Fuß das Auslösepedal durchdrückte, schoss er aus den Waffen 1 und 3 mit vier scharfen Granaten vier große Löcher in die Luft.
Das führte zu einer großen Aufregung und einem aufwändigen Procedere mit der Untergruppe (das war die vorgesetzte Dienststelle).

Schuhsperre

Ein weiteres unangenehmes Erlebnis hatte ich in Schweinfurt, demzufolge ich zu einem Jahr Ausgangssperre, einem Jahr Urlaubssperre, einem Jahr Beförderungssperre, einem Jahr Marketenderwarensperre und fünffachen Wertersatz verknackt werden sollte. Angesichts dieser Strafandrohung wegen der von mir verursachten Schwächung der deutschen Wirtschafts- und Verteidigungskraft fühle ich mich sogar noch heute mit verantwortlich für das katastrophale Ende des Krieges

– wenn mir hier ein kleiner Wortscherz erlaubt sei. Die näheren Umstände erklären sich so:
Wir Luftwaffenhelfer waren mit zwei Paar Schuhen ausgestattet worden. Das eine Paar nützte ich für den täglichen Gebrauch, das andere jedoch stand blank geputzt im Spind für die willkürlichen Schuhappelle. Die Schuhe, die ich täglich gebrauchte, waren durch Schmelzwasser durchnässt, so dass ich sie abends auf den Betonsockel neben den eisernen Ofen zum Trocknen gestellt hatte. Durch die Erschütterungen, die meine Barackenkameraden beim morgendlichen Umhertollen verursachten, kippten sie zur Seite und wurden am heißen Ofen versengt. Die Folge war ein regelrechter Bruch des Oberleders. Zwar versuchte ich diese beschädigte Stelle mit Schuhcreme zu kaschieren, aber der Batterieschuster entdeckte bei der nächsten Reparatur diesen Frevel. Der Hauptwachtmeister, dessen Namen ich vergessen habe, eröffnete mir dann den ganzen Umfang der militärischen Strafandrohungen.

Offensichtlich sind jedoch alle einschlägigen Unterlagen beim Luftangriff am 24. Februar 1944 in der Verwaltungsbaracke verbrannt. Sie wurde von einer Brandbombe getroffen. Ich habe erst dann wieder ein Paar Schuhe erhalten, als Klassenkamerad Willy Dunkel aus Rehau zur Wehrmacht einberufen wurde. Der sandte seine Luftwaffenhelferuniform von Rehau aus an eine Tante in Schweinfurt zurück, die mir dann daraus die Schuhe zukommen ließ.

Der Oberwachtmeister und der Heimaturlaub

Ich berichtete von unserem Oberwachtmeister Hedden, einen nicht gerade angenehmen Vorgesetzten, wenngleich man nicht übersehen darf, das es einer gewissen Strenge bedurfte und bedarf, einer Horde von halbwüchsigen, intelligenten und damit aufgeweckten Bürschchen eine festgefügte militärische Ordnung beizubringen.

Oberwachtmeister Hedden hatte uns eines Tages aufgefordert, unsere Urlaubsanträge für den monatlichen Heimaturlaub abzugeben. Als er sie kassiert hatte, gab es keinerlei Anzeichen mehr für Heimaturlaub. Mir wurde das zu dumm, und ich fragte einen anderen Unteroffizier nach der Feldpostnummer der Untergruppe. Warum? „Weil meine Eltern einen Beschwerdebrief an die Untergruppe wegen des kassierten Urlaubs schreiben wollen“. Dass dies erfunden war, musste niemand wissen. Offensichtlich kontaktierte der Unteroffizier den Oberwachtmeister; jedenfalls erschien Hedden nach einigen Wochen und forderte uns ganz sanft erneut auf, unsere Urlaubsanträge abzugeben. Von da an klappte es.

Einmal, als wir aus unserer Baracke zum Dienst ausmarschiert waren, stülpte der OWM Hedden den gesamten Barackeninhalt, unser Hab und Gut also, komplett um. Schränke, Stühle, Tische, alles war ein Chaos. Gab es einen Anlass dafür? Mitnichten. Es war

reine Lust und Tollerei unseres Zugführers. In der Mitte lag der Tisch, auf dem Kopf, Platte nach unten, und mitten in dem Tisch, lag eine Porzellan-Blumenvase unseres Kameraden Kapferer, der hatte sie neben anderen Gegenständen von seinen Eltern mit nach Schweinfurt gebracht. Im Jahr 1944 brauchte man schon einmal ein wenig Tauschgegenstände, um etwas sonst Unerreichbares zu ergattern. Die Vase gehörte dazu. ./.